

„Wie schwach wir sind“

Klassik Andere Pianisten sind für ihn kleine Affen – der junge Franzose Lucas Debargue gilt als Ausnahme unter den hochgezüchteten Klaviervirtuosen der Gegenwart. *Von Takis Würger*

Sechsundvierzig Stunden vor dem Konzert, in dem Lucas Debargue den Franzosen beweisen will, dass er mehr ist als eine Geschichte, schlägt er vor, ins Pariser Rotlichtviertel zu gehen.

Es ist kurz vor Mitternacht, in einem Bistro hat Debargue Kalbsfrikassee gegessen, Blanquette de veau, und lieblichen Rotwein getrunken. Nun sagt er: „In einer anderen Zeit hätte ich dich in ein Hurenhaus eingeladen.“

Lucas Debargue, 27, Bartflaum, Hornbrille, ist einer der großen Pianisten seiner Generation. Das sagen manche. Andere sagen, er sei ein Großmaul, faul und ein Lügner.

In 46 Stunden soll dieser Mann eines seiner wichtigen Konzerte spielen. Vor 2400 Zuschauern, das G-Dur-Klavierkonzert von Maurice Ravel, begleitet von dem Orchestre national d'île-de-France in einem der besten Konzertsäle der Welt. Vorn auf der Bühne im Licht wird Debargue vor einem Flügel sitzen, und dann zählen keine Geschichten mehr, keine Gerüchte über einen Mann, der aus dem Wald kam, sondern dann, um 20.30 Uhr, zählt nur noch die gnadenlose Wahrheit einer perfekten Akustik.

Die Kritiker im deutschen Feuilleton berichten, wenn sie über Debargue schreiben, von perkussivem Fingerspiel und filigraner Artikulation, von impressionistisch hingetupften Träumereien, gläsernem Ton, einem arpeggienhaften Bündeln der Läufe, besonders in der linken Hand.

Debargue, das kann man wohl so sagen, spielt gut Klavier. Aber es ist schwierig, den Klang seines Spiels von seiner Geschichte zu trennen.

Die Geschichte, wenn er sie erzählt, geht so:

Lucas wuchs auf nahe Villers-sur-Coudun in einem Dorf im Wald nördlich von Paris. Seine Mutter arbeitete als OP-Schwester, sein Vater als Kinesiologe. Die Eltern mochten Musik, sie hörten Radio und manchmal eine CD. Lucas lernte kein Instrument als Kind.

Im Sommer, als er zehn Jahre alt war, ging er in sein Zimmer und setzte sich ans Mikroskop. Er erinnert sich an diesen Tag, an die Wärme, daran, wie Sonnenstrahlen auf die Baumblätter vor seinem Fenster fielen. Beim Mikroskopieren hörte Lucas

gern Popmusik auf seiner Hi-Fi-Anlage. Im Hause Debargue existierte eine einzige CD mit Klassik, darauf war das C-Dur-Konzert KV 467 von Mozart. An diesem Tag schob Lucas die CD ins Gerät.

Er schaute durch sein Mikroskop auf einen Insektenflügel. Er hörte seine ersten Takte Mozart. Lucas weinte.

Er merkte, dass er anders war, und wollte das nicht, also redete er mit niemandem über Mozart. Erst als ein Freund ihm sagte, er bekomme Klavierstunden, bat Lucas seine Eltern darum, auch welche nehmen zu dürfen.

Er ging zu einem Lehrer in seinem Dorf im Wald. Er spielte im eigentlichen Sinn des Wortes zu seinem eigenen Vergnügen. Dann trennten sich seine Eltern. Lucas wohnte danach jeweils eine Woche bei seiner Mutter und dann eine Woche bei seinem Vater. Am Klavier vergaß er seine Traurigkeit.

Nachts lag er wach und versuchte, sich vorzustellen, das Verkehrsrauschen wäre das Meer.

44 Stunden vor dem Konzert in der Philharmonie spaziert Debargue durch den Stadtteil Pigalle in Paris. Er zeigt auf einen Nachtclub, da könne man nackte Frauen anschauen, aber das sei teuer. Da hinten, das rote Licht, das sei das Moulin Rouge, und da, schau mal, eine Ratte im Gebüsch.

Vor einer schummrigen Bar, dem Le Chat Noir, bleibt Debargue stehen und schaut durch die Scheibe. „Das Klavier stand damals anders“, sagt er.

In dieser Bar im Rotlichtbezirk verdiente er einige Monate lang sein Geld. Die Decken auf den Tischen sind rot kariert, auf der Speisekarte steht ein Chuck-Norris-Hamburger. Debargue spielte hier fünf Abende die Woche, Ragtime und Britney Spears, bekam 60 Euro dafür und ging nach den Liedern mit einem Trinkgeldbecher herum.

Debargue betritt die Bar, niemand von früher arbeitet noch hier. Er trinkt ein Bier, dann spaziert er leicht angetrunken durch die regennasse Pariser Winternacht. Er re-

det über Russland, die Vorzüge belgischen Bieres der Marke Leffe, er redet über die Straße, auf der er geht und die er die „Magic Street“ nennt, und über Frauen. Dann macht er sich ein paar Gedanken über Tinder, die Dating-App. Er fragt sich, was er da angeben soll, dass er sich für Gustav Mahler, für Literatur und Religion interessiere und Klavierspieler sei? Er sei einsam, ja, aber das sei für ihn auch nicht die Zeit für Zweisamkeit, sagt er.

Als Jugendlicher, als Lucas aufs Lycée kam, spielte er gut Klavier, er war nicht fleißig, aber er hatte Talent, und er mochte Mozart. Am Lycée traf er neue Freunde, sie entschieden, dass es eine feine Sache sei, eine Rockband zu gründen, damit die Mädchen auf den Partys zu ihrer Musik tanzten. Bei der ersten Probe überlegten die Jungs, welche Instrumente sie brauchen. Für ein Klavier fanden sie keine Verwendung.

Lucas spielte zwei Jahre lang Bass in der Band. Das Klavierspielen ließ er sein. Die Band traf sich jeden Samstag, die Jungs tranken Wodka und Bier und probten, bis sie zu betrunken waren, um ihre Instrumente zu halten. Auf den Partys tanzten die Mädchen. Auf den Tasten von Lucas' Klavier sammelte sich Staub.

Als er 17 Jahre alt war, an einem Sommertag, traf Lucas auf einer Parkbank eine junge Frau, fast noch ein Mädchen. Sie hatte kanariengelb gefärbte Haare. Lucas las ihr ein Gedicht vor, das er geschrieben hatte, und sie fragte ihn, ob sie eine Abschrift bekomme. Lucas nannte das Mädchen Marguerite, obwohl sie anders hieß, sie fand das schön.

Lucas und Marguerite zogen nach Paris, weil Marguerite das wollte. Lucas verließ seine Rockband. Die Musik in seinem Leben war jetzt Marguerites Lachen.

Er schrieb sich für ein Studium der Literatur ein und las Balzac. Marguerite und er hatten kaum Geld. Sie sagte ihm, sie habe einen Mann getroffen, der sie bezahlen wolle, wenn sie ihm nackt vorlese. Lucas begann eine Arbeit als Kassierer in einem Monoprix-Supermarkt, damit Marguerite angezogen bleiben könne. Als Lucas 19 Jahre alt war, erfuhr er durch einen Freund, dass Marguerite ihn mit zwei Männern gleichzeitig betrog.

Lucas lief stundenlang durch die Stadt, er trank. Er ernährte sich von Brot und



TIM WEGNER / DER SPIEGEL

Musiker Debargue: Leicht missratene Buchweizenpfannkuchen

Kartoffeln, weil er kein Geld für besseres Essen hatte. Er zog in ein Zimmer in der Nähe einer Schnellstraße, das so flach war, dass sein Kopf die Decke berührte. Nachts lag er wach und versuchte, sich vorzustellen, das Verkehrsrauschen wäre das Meer.

In einer dieser Nächte, da war er 20, ging er spazieren, weil er traurig und die Nacht so heiß war, dass er wusste, er würde schlaflos bleiben. Er lief durch eine Gasse nahe der Kathedrale Notre-Dame und hörte aus dem offenen Fenster einer Bar Musik. Er kannte das Stück, es war Beethovens „Appassionata“.

Er ging in die Bar, er wartete, bis die Frau am Klavier eine Pause machte, und bat sie, nachdem er lange verstummt war, ob er spielen dürfe. Die Musik war zurück.

Ein Nachbar erzählte ihm von einem Lehrer in einem Außenbezirk. Lucas ging hin, ohne ein Ziel mitzubringen. Der Lehrer setzte sich neben ihn auf den Schemel, lauschte stundenlang, kochte ein warmes Abendbrot, entkorkte eine Flasche Gewürztraminer und sagte: „Du hast keine Werkzeuge. Komm morgen wieder.“

Lucas hatte kein Geld, Untergewicht, lange Haare und Talent. Nach ein paar Monaten kostenlosem Unterricht sagte der Lehrer, er könne ihm nichts mehr beibringen, aber er habe von einer Lehrerin gehört, einer Russin, Rena heiße sie, eine kalte Frau, aber gut.

Rena Schereschewskaja mochte Lucas nicht besonders, sagt er, weil er keine Disziplin hatte und zu alt war, um groß zu werden, aber sie hörte sein Talent und nahm ihn auf in ihre Klasse.

Lucas bekam mit, wie andere Schüler über die Aufnahmeprüfung des Nationalen Konservatoriums sprachen, er fragte Rena danach.

„Du bist nicht so weit“, sagte sie.

Sie sah, wie still er wurde. „Aber bring morgen zwei virtuose Stücke mit, dann arbeiten wir.“

Zwei Monate später machte Lucas die Aufnahmeprüfung am Konservatorium und wurde genommen.

28 Stunden vor dem Konzert in der Philharmonie öffnet Debargue die Tür eines Hauses mit verschimmelter Fassade in einem Pariser Vorort nahe Versailles. Im Erdgeschoss liegt seine Wohnung, sie ist klein und so feucht, dass Debargue einen Luftentfeuchter kaufen musste, damit die Wände nicht von Schimmel überwuchern. Debargue dürfte inzwischen einiges Geld verdient haben, aber das zeigt sich nicht in dieser Wohnung. Sie besteht aus zwei Zimmern, in einem summt der Luftentfeuchter, das andere ist verschließbar durch zwei Glastüren, damit kein Geräusch den Raum verlässt. In diesem Zimmer steht ein lack-schwarzer Flügel, dort setzt sich Debargue



Solist Debargue: Weil er spielt, wie er spielt

hin, auf Socken. Unter dem Tisch liegen eine blaue Ikea-Tüte und eine Bohrmaschine. Neben dem Flügel steht eine Schlafcouch, darauf liegt Debargues Bettdecke.

Er spielt das erste Klavierkonzert von Chopin und spricht mit sich selbst: „Toute suite“, sagt er, bricht ab, sagt „Non“, spielt weiter, singt die Melodie mit, „okay, bon alors“.

Seine Lippen fangen an zu zucken, als er Chopins perlende Läufe in immer größerem Tempo über die Tasten jagt. Debargues Finger werden so schnell, dass sie nicht mehr menschlich aussehen, sondern wie riesige Schnaken auf der Flucht.

In manchen Momenten in dieser feuchten Wohnung erklingt Chopins Musik so schön, dass alle Fragen, die irgendjemand haben könnte zu Lucas Debargue, dem Klavierspieler, der Liebe und dem Universum im Ganzen, beantwortet scheinen. In einem dieser Momente hält Debargue inne und sagt: „Ah, putain de merde. Ich weiß, was ich vergessen habe: die Eier im Supermarkt.“

Wer ein paar Stunden mit diesem Mann verbringt, entwickelt eine seltsame Milde ihm gegenüber. Man erträgt seine Arro-

ganzen, wenn er von manchen anderen Pianisten als „little monkeys“ spricht, man erträgt, dass er manchmal über Frauen redet wie über Mofas. Man verzeiht Sätze wie: „Ich hätte nichts gegen ein wenig Zärtlichkeit. Vielleicht wäre das Beste eine Katze.“ Man verzeiht Debargue, weil er spielt, wie er spielt.

Er macht eine Pause und brät Galettes mit Emmentaler, Steak haché, Ei und Zwiebelconfit. Am Herd sagt er: „Mann, ist das schwierig.“ Er spielt Chopin mit geschlossenen Augen, aber die Galette macht ihn fertig. Als er zwei Teller mit leicht missratenen Buchweizenpfannkuchen auf den Tisch stellt, lächelt er und sagt: „Jetzt weißt du, dass du deine Zeit nicht mit einem kompletten ‚piano monkey‘ verbringst.“ Danach spielt er weiter Chopin, bis es Nacht wird.

Als Lucas seine Ausbildung am Konservatorium begann, setzte er sich morgens, ohne geduscht zu haben, ans Klavier und übte. Er hatte Angst, weil er wusste, alle anderen waren ihm voraus. Fast alle großen Pianisten beginnen ihren Unterricht als Kleinkinder. Lang Lang begann mit drei. Der chilenische Pianist Claudio Arrau

konnte angeblich Noten lesen, bevor er Wörter lesen konnte.

Lucas' Instrument hat 88 Tasten, es ist eines der wenigen Instrumente, die dem Spieler ermöglichen, sich selbst zu begleiten. Anders als eine Geige, die nur schön klingt, wenn der Violinist geübt hat, kann auf einem Klavier auch eine Katze mit ihrer Pfote ein sauberes Fis tapsen. Das Klavierspiel könnte leicht sein, und natürlich ist es deshalb hart. Das russische Wort für Konzertflügel lautet „Rojal“.

Rena, die russische Klavierlehrerin, sagte Lucas, dass er falsch übe, zu krankhaft. Manchmal spielte Lucas, bis sein Rücken schmerzte, sodass er krumm vom Stuhl glitt. Für seine Miete spielte er tagsüber in einer Ballettschule. Nachts spielte er im Chat Noir. Es war der Weg eines Pianisten, der mal ein vernünftiger Korrepetitor werden und mit Glück später vor 40 Freunden ein paar Jazzstandards spielen und sich insofern dafür hassen würde, es nie nach oben geschafft zu haben. Das ist der normale Weg des Berufsmusikers. Die Menschen, die einen Platz in einem Philharmonieorchester bekommen, sind die Ausnahme. Die Solisten sind die Wundermenschen.

Lucas bekam die Chance, im Konservatorium eine Demo-CD mit seinen Interpretationen aufzunehmen. Er hatte einen überdurchschnittlichen Tag, die Aufnahme war gut. Er fragte Rena, ob er sich damit beim Tschaikowski-Wettbewerb bewerben dürfe. Rena hatte als junge Frau am Tschaikowski-Konservatorium in Moskau Klavier studiert. Sie lächelte nur.

Der Tschaikowski-Wettbewerb findet alle vier Jahre in Moskau statt. Er geht über mehrere Runden, dauert Wochen und ist so etwas wie die Olympischen Spiele der Musik. Ein Finalplatz in diesem Wettbewerb bedeutet oft den Beginn einer Weltkarriere. Daniil Trifonow hat hier gewonnen, auch Vladimir Ashkenazy.

Lucas schickte seine Aufnahme nach Moskau, hörte monatelang nichts, vergaß die Bewerbung. Im April 2015 bekam er morgens um sechs den Anruf einer Kommilitonin. Sie hatte auf der Website nachgeschaut. Lucas war eingeladen.

Er flog allein nach Moskau. Rena kam nicht mit, sie hatte andere Schüler in Paris, die ihr wichtiger waren. Als er unter die letzten 30 kam, sagte Rena alle Klavierstunden ab und flog ihm nach. Als er unter die letzten 12 kam, übten die beiden jeden Tag bis zur Erschöpfung. Als er unter die letzten 6 kam, wurde Rena ruhig. Sie wusste, die beiden hatten mehr erreicht, als ir-

Die großen Hände baumeln neben seinen Hüften, als gehörten sie einem anderen.

gendjemand ihnen zugetraut hätte. Bevor Lucas am Tag des Finales die Bühne betrat, stellte sich Rena zu ihm, sie nickte und sagte: „Spiel einfach.“

Es gibt eine Videoaufzeichnung dieses Auftritts. Lucas sieht darauf auf dem Weg zum Flügel aus, als wäre das sein letzter Gang. Abgemagert, verloren in seinem schwarzen Anzug, die großen Hände baumeln neben seinen Hüften, als gehörten sie einem anderen. Niemand im Saal außer Rena wusste es, aber das war das erste Mal in Lucas' Leben, dass er mit einem Symphonieorchester spielte.

Lucas gewann nicht bei diesem Wettbewerb. Der französische Juror bezweifelte offen Lucas' Professionalität. Ein russischer Juror nannte ihn ein Genie. Lucas machte unter den sechs Finalisten den letzten Platz. Der Dirigent des Preisträgerkonzerts bestand darauf, dass Lucas dennoch zusammen mit den Gewinnern spielen sollte.



Künstler Debargue am Flügel
Schnaken auf der Flucht

Lucas Debargue bekam danach einen Plattenvertrag bei Sony. Er spielte in der Hamburger Elbphilharmonie und in der Carnegie Hall in New York.

Manche lieben ihn für diese Geschichte, weil sein Leben das wahr werden ließ, von dem viele träumen. Es ist der Beweis, dass man manchmal nur die Chance bekommen muss, und dann zeigt man allen Zweiflern, wie besonders man ist.

Debargues Kritiker sagen, das sei alles zu fantastisch, niemand komme aus einer Puffbar und spiele dann beim Tschaikowski-Wettbewerb.

Vier Stunden vor dem Konzert in der Philharmonie haut Debargue so hart in die Tasten seines Flügels, dass eine Saite reißt. Ein schepperndes Geräusch dringt aus dem Bauch des Instruments, danach bleibt die Saite A3 still. Debargue drückt die Taste ein paarmal mit dem Daumen, lauscht ins Nichts und lächelt.

Er nimmt die Metro zum Konzertsaal. In der Linie 4 sitzen Menschen, die von der Arbeit kommen, sie riechen nach Schweiß, ihre Gesichter sind müde. Zwischendrin sitzt Debargue auf dem Weg zur Arbeit, er schaut sich die Noten seines Konzerts auf dem iPhone an und redet darüber, dass seine Fingerspitzen schmutzig sind, weil man einen Flügel oft putzen kann, aber trotzdem immer irgendwie Staub auf den Tasten liegen bleibt, der unter die Fingernägel rutscht, wenn man mehrere Stunden am Stück spielt.

„Bin ich nervös?“, fragt Debargue. „Ich weiß es noch nicht.“

Die Philharmonie, gebaut vom Büro des Pariser Weltarchitekten Jean Nouvel, sieht an einer Seite aus wie eine geplatze Wurst aus Metall. Debargue betritt eine Garderobe, die größer ist als seine Wohnung. In der Garderobe stehen ein Kühlschrank mit Cola, ein Designersofa und ein Flügel von Steinway. Ein kleiner, dicker Mann klopft an der Tür, er erinnert an Gimli, den Zwerg, trägt Mafiaslipper und sagt „Bonjour“ mit russischem Akzent. Es ist Oleg, der Ehemann von Debargues Lehrerin Rena, ein Mann, der früher Medizinbedarf verkaufte und heute Debargue managt. Rena ist erkältet und daheimgeblieben. Debargue schickt Oleg los, ein Bügeleisen zu finden, sein Hemd ist verknittert.

Während Oleg bügelt, isst Debargue Schokoladenkekse und spielt Ravel auf dem Schminktisch. Seine Fingerkuppen trommeln auf dem Holz. Dann springt Debargue auf, setzt sich an den Flügel und spielt das Leitmotiv des Films

BERNARD BONNEFON / ANS-IMAGES

„Fluch der Karibik“. Er haut ein paar Fäuste in die Luft und nimmt 800 Milligramm Ibuprofen gegen die Kopfschmerzen, die er nach Auftritten oft bekommt.

Hinter der Bühne stehen schwarz gekleidete Tontechniker wie Mönche. Debargue läuft zwischen ihnen auf und ab. Er trommelt Ravels Noten gegen die Wand.

Es ist 20.30 Uhr.

Jemand zieht eine Tür auf, Debargue betritt die Bühne. Er setzt sich an den Flügel. Ein paar Atemzüge lang bleibt er sitzen, er lauscht in den Saal, jemand hustet, dann ist da nur Stille. Und dann beginnt Debargue.

Bis morgens um sechs Uhr wird Debargue mit einer Zuckerbäckerin wach bleiben.

Neben der Bühne hört man die Musik nicht. Die Wände sind schalldicht. Das Konzert wird über einen kleinen Monitor übertragen, davor steht eine junge Frau mit einer E-Zigarette in der Hand, sie bittet einen Techniker, den Ton lauter zu drehen. Die Frau wiegt ihren Oberkörper in der Melodie. Sie ist Musikjournalistin des Rundfunksenders Radio France.

Sie verfolgt Debargues Weg, seit er in Moskau spielte. Sie sagt, die Franzosen mögen es nicht, wenn jemand zu schnell groß werde, aber dieser junge Mann spiele anders als andere Pianisten. Die Frau zieht an ihrer E-Zigarette.

„Er ist sehr klar und sehr tief.“

Es gibt Klavierspieler, die weniger Fehler machen als Debargue, die ein größeres Repertoire beherrschen und schneller spielen können.

Musik besteht aus Schwingungen, das muss nichts Spirituelles sein, das ist Physik. So wie eine Stradivari bei jedem Geiger anders klingt, klingt ein Konzertflügel anders, je nachdem wer die Taste anschlägt. Die großen Lehrer sagen, ein Pianist müsse die Musik fühlen.

Chopin verlor seine Heimat, Mozart starb an „hitzigem Frieselfieber“, Beethoven komponierte am Ende taub, Wagner designte laut einer Quelle heimlich Damenunterwäsche. Ravel galt als ausgesprochen faul und widmete einige Klavierstücke seinen Feierfreunden, die sich „Apachen“ nannten. Debargue ist kein Komponist, aber er soll das Werk dieser Männer spielen.

Er hat geliebt und gelitten. Er hat verloren und gewonnen, er ist gescheitert und zurückgekommen. Das unterscheidet ihn von vielen russischen und chinesischen Maschinenpianisten. Maschinen weinen nicht.

Ist Debargue mehr als eine Geschichte?
Muss er das sein?

Jede Sonate, jedes Lied kann man auch als Geschichte begreifen. Vielleicht ist es gleichgültig, ob jemand denkt, die Geschichte des Lucas Debargue sei größer als der Pianist Lucas Debargue. Eigentlich geht es nur um den Moment, in dem er spielt.

Nach Debargues letztem Ton Ravel an diesem Abend kracht der Applaus durch den Saal. Debargue geht ab, er lächelt wie jemand, der irgendwie auch ein Kind geblieben ist und deshalb noch spielen kann.

Er geht wieder auf die Bühne, setzt sich an den Flügel und spielt, als wäre ihm alles egal, einen Jazzstandard: „Summertime“.

Die Menschen rufen Bravo. Oleg nickt. Debargue umarmt den Dirigenten, geht ab und lauscht neben der Bühne dem Klatschen der Menschen und ihren Bravorufen. Er wartet auf ein Zeichen.

Später am Abend wird er ein 400 Gramm schweres Entrecote essen, dazu belgisches Bier trinken und bis morgens um sechs Uhr mit einer Zuckerbäckerin aus dem Park Hyatt Hotel wach bleiben. Er wird in einer Bar sitzen und trotz dieses Erfolgs, der sein Leben ist, ein wenig traurig aussehen. Er wird sagen, seine Eltern seien nicht gekommen zum Konzert, obwohl die Fahrt nur eine Stunde gedauert hätte, und dass sie ihn respektieren, aber nicht bewundern. Er wird sagen: „Meine drei jüngeren Brüder verstehen nicht, warum ich Musik mache, warum ich nicht liebe, obwohl ich Freundinnen habe, warum ich trinke, warum ich nicht glücklich bin.“

Debargue spielt lustige Melodien, weil die Menschen das wollen. Als der Applaus verhallt ist, als er niemandem mehr etwas beweisen muss und vor seinem Bier sitzt, sagt er: „Musik zeigt uns, wie schwach wir sind. Alle Menschen sind sich gleich in ihrer Schwäche. Musik ist da, um uns zu trösten.“

Früher am Abend, nachdem er in der Philharmonie „Summertime“ gespielt hat und neben der Bühne steht und wartet, hören die Menschen nicht auf zu klatschen. Die Bravorufe gehen weiter, das Klatschen geht über in einen Rhythmus. Es ist dieser Moment, in dem die Zuschauer eines Konzerts anfangen, ohne dass jemand ein Zeichen gibt, im Takt zu klatschen. Der Moment, der sich immer ein wenig so anfühlt, als hätte jemand gezaubert. Neben dem Konzertsaal wippt Lucas Debargue von einem Fuß auf den anderen und hört, was er geschafft hat. Bevor er ins Licht tritt, schaut er auf und sagt: „Soll ich noch etwas spielen?“



Video:

So klingt Lucas Debargue

spiegel.de/sp082018debargue
oder in der App **DER SPIEGEL**